Neue Zürcher Zeitung

Bildung ist der grösste Feind der Taliban

War das westliche Engagement in Afghanistan ein Schlag ins Wasser? Viele afghanische Frauen und Junge sagen Nein

ULRICH SCHMID, HERAT

Im Minizirkus in Herat trainieren Mädchen wie Knaben – und treten zusammen auf. Nie würden die Taliban so etwas tolerieren. PHILIPP BREU FÜR NZZ

«Ich weigere mich, Angst zu haben.» Der Satz kann im Westen nerven, wenn er pathetisch daherkommt. Hier in Herat, in den Räumen der Afghanistan Women's News Agency, klingt er gut. Ziagol Azimi, die keine Angst haben will, ist Wortführerin einer kleinen Gruppe von Studentinnen. Die ernste Paschtunin weiss, was sie sagt. Nur eine Woche ist es bei unserem Besuch her, dass in Kabul die Fernsehmoderatorin Mina Hairy bei einem Bombenanschlag getötet wurde.

Sie war nicht die erste Journalistin, die in Afghanistan ihr Leben liess, und sie wird nicht die letzte sein. Die radikalen Islamisten hassen emanzipierte Frauen – und was sie hassen, beseitigen sie. Ziagol Azimi und ihre Kolleginnen haben einen lebensgefährlichen Karriereweg eingeschlagen. Und doch studieren sie mit Begeisterung, weil sie an eine bessere Zukunft in Afghanistan glauben.

Im Westen tun das nicht mehr viele. Die internationalen Truppen ziehen ab, und die meisten Kommentatoren stellen – meist aus grosser Distanz – fest, ihr Einsatz sei kläglich gescheitert. Wer wollte ihnen widersprechen? Die wichtigsten Ziele wurden verfehlt. Nach 20 Jahren Intervention ist Afghanistan weder befriedet noch stabilisiert. Die Taliban erobern Distrikt um Distrikt, es droht ein neuer, langer Bürgerkrieg. Die Zentralregierung in Kabul ist korrupt, die Moral der Streitkräfte auf einem Tiefpunkt, der Mohnanbau finanziert den grossen Krieg und unzählige Kleinkriege nebenher. Dass die Kaida und der Islamische Staat geschwächt sind, dass seit dem Angriff auf das World Trade Center 2001 keine grossen Terrorattacken mehr von Afghanistan ausgegangen sind, kompensiert diese Defizite nicht.

Wofür die Menschen kämpfen

Reist man durch das Land, bleibt einem allerdings nicht verborgen, wie heftig die Lehnstuhlanalysen aus der Ferne mit dem Optimismus vieler Afghaninnen und Afghanen kollidieren. In dem Land, das oft verächtlich als «hoffnungsloser Fall» abgetan wird, ist die Hoffnung nicht gestorben. Millionen haben in den letzten 20 Jahren eine Ahnung davon bekommen, wie ein selbstbestimmtes, würdiges Leben aussehen könnte. Zu verdanken haben sie das nicht nur, aber auch dem Einsatz der Nato-Truppen. Natürlich ist das Erreichte in Gefahr, sollten die Taliban wiederkehren. Aber viele Erfolge sind irreversibel und werden bleiben.

Bleiben werden sie, weil die Menschen für sie kämpfen werden. Es ist nicht so, dass die Afghanen per se «rückständig» sind und «eigentlich» eine Taliban-Herrschaft befürworten würden. Ein Grossteil der Afghanen hält von den Taliban gar nichts, und die Glaubenskrieger sind nur erfolgreich, weil sie aus Pakistan, Saudiarabien, Katar und Iran mit Waffen versorgt werden, weil sie morden, drohen und erpressen – und weil sie in den Flüchtlingslagern in Pakistan ein Heer junger, armer Paschtunen vorfinden, die leicht zu verführen sind.

Die Hälfte aller Afghanen sind Analphabeten, dies ist ein Krieg um Bildung. Westliche Aufklärung ist der Tod der Taliban. In den Koranschulen Pakistans lernen die Kinder, dass Allah sich freut, wenn Ungläubige umgebracht werden. In den fast hundert Universitäten, Colleges und Fachhochschulen Afghanistans lernen die Studenten Elektrotechnik, Journalismus, Deutsch, Toleranz und Demokratie.

Das macht mehr Spass. Ziagol Azimi und ihre Freundinnen in Herat drehen Videobeiträge über die zahllosen Probleme, mit denen afghanische Frauen zu kämpfen haben: häusliche Gewalt, männliche Bevormundung, systemische Benachteiligung. Die Videos haben ein riesiges Publikum, vor allem unter Frauen, vor allem in den Städten. Die radikalen Mullahs laufen Sturm dagegen und rufen die «Gläubigen» unverhohlen zur Gewalt gegen Frauen auf.

> 2001 gab es in Herat 600 Studenten, fast alle waren männlich. Heute strömen 25 000 Studierende auf den Campus, 56 Prozent sind weiblich.

Von Krieg, Hass und Vernichtung hat auch Anita Fayzi schon mehr als genug gehört: Das ist das Schicksal afghanischer Kinder. Aber Anita lernt nicht, wie man den Sprengstoffgürtel umbindet, sondern wie man singt, tanzt und jongliert, und darüber freut sie sich. 14 Jahre alt ist Anita – und in jeder freien Minute kommt sie in den Zirkus, nicht als Zuschauerin, sondern als Artistin.

«Es macht mich so glücklich, wenn ich die Bälle und die Keulen fliegen sehe.» Hunderte Kinder tun dasselbe. Der Mini Mobile Circus for Children ist 2002 von David Mason, einem Dänen, eingerichtet worden, der erkannte, wie wichtig es gerade für traumatisierte Kinder ist, unbelastet von Alltagssorgen lernen und spielen zu dürfen.

Die Kinder sind fleissig. Sie trainieren, studieren und machen Radiosendungen. Sie gehen in Schulen und in die Lager der Kriegsvertriebenen, von denen es im Land über vier Millionen gibt. Dort führen sie ihre Kunststücke auf, zeigen aber auch, wie man sowjetische Minen erkennt, die noch immer Menschen töten und verstümmeln. Sie zeigen, wie man mit Drogensüchtigen umgeht, wie man Armen und Machtlosen begegnen sollte und, in Zeiten der Pandemie, wie man Gesichtsmasken trägt und wie wichtig das gründliche Händewaschen im Kampf gegen Corona ist. Die Zirkuskinder sind zäh und überaus friedlich.

Aber sind alle diese Schulen, Institute und Zirkusse nicht einfach Westimport, oktroyierte Verführung, beflissenes Gutmenschentum? Sicher. Die afghanische Bildung ist weitgehend gesponsert. Das Land lebt von fremder Hilfe, und über deren Nachhaltigkeit lässt sich streiten. Amerikaner und Europäer zahlen für Tausende von Projekten, darunter auch die Journalistenschule in Herat. Aber Ziagol Azimi und ihre Freundinnen finden das einfach nur «wunderbar».

Die kleine Anita Fayzi dankt allen, die ihren Zirkus unterstützen, «von ganzem Herzen». Und Abdullah Faiz, der Rektor der Universität Herat, möchte seinen westlichen Wohltätern und den Nato-Truppen am liebsten um den Hals fallen. «Danke, sage ich, danke! Eine grossartige Leistung habt ihr da vollbracht! Das hat das Land verändert, dauerhaft.»

Ist Faiz nun einfach etwas schwer von Begriff, eine Marionette des Westens, der einen Einsatz besingt, den es nie hätte geben dürfen? Nein. Dass die Kabuler Regierung korrupt ist, weiss der Rektor. Dass die Taliban stark sind, braucht ihm keiner zu sagen. Den Abzug der internationalen Truppen begrüsst er – und trotzdem zeigt er sich dankbar.

Frauen zeigen, was sie können

Als Faiz 1996 als Assistenzprofessor an die Uni Herat kam, gab es weder Studentinnen noch Professorinnen noch Computer, und niemand sprach Englisch. Dann, nach dem Sieg gegen die Taliban 2001, kam die «magische Veränderung». Heute sind von 480 Lehrkräften an der Universität 130 Professorinnen. 2001 gab es einen einzigen Professor mit Doktorhut. Zwanzig Jahre später gibt es hundert Promovierte, und 99 Prozent aller Lehrkräfte haben ein Master-Diplom. 1500 Computer summen in den 16 Fakultätsgebäuden. 2001 gab es in Herat 600 Studenten, in Kabul 1200, fast alle waren männlich. Heute strömen Tag für Tag 25 000 Studierende auf den Campus der Uni Herat.

56 Prozent sind weiblich, und dass sie in fast allen Fächern besser abschneiden als die Männer, braucht kaum noch erwähnt zu werden. In Kabul und in den anderen Städten geschieht dasselbe. Bis 2014 arbeiteten an den Hochschulen des Landes 10 Prozent Afghanen. Die Professoren kamen aus Indien, Iran, Pakistan, aus den USA und Europa. Heute sind 90 Prozent des Lehrpersonals an den Hochschulen Afghanen. «Diese Entwicklung ist irreversibel», sagt Faiz. «Es wächst eine neue Generation heran, die es zuvor schlicht nicht gegeben hat.»

Marina Karimi ist Studentin an der Deutschen Fakultät der Universität Herat. Zusammen mit Kommilitoninnen spricht die Paschtunin über ihre Träume, Pläne und Ängste, detailliert, deutsch und deutlich. «Wenn die Taliban wieder an die Macht kommen, ist alles aus. Dann habe ich keine Zukunft mehr. Oh, ich hasse sie.» Die jungen Frauen sind ehrgeizig. Sie würden ihren Master gerne in Deutschland, in der Schweiz oder in Österreich machen, Marina möchte später als Dozentin für deutsche Literatur in Herat arbeiten. Auf Dinge wie Heiraten und Kinderkriegen verschwendet sie keine Gedanken.

Natürlich gibt es Nuancen. Den Studentinnen der achtziger Jahre fiel es leicht, die Russen zu hassen, sie waren Ausländer. Die Taliban sind Afghanen, Landsleute; sie abzulehnen, wenn gleichzeitig die Amerikaner im Land stehen, fällt Paschtunen manchmal schwer. Was die Studentinnen von heute aber mehr als alles andere von ihren Müttern unterscheidet, ist ihre Weltläufigkeit.

Marina Karimi und ihre Freundinnen bewegen sich in einer globalisierten Welt. Sie twittern, surfen, streamen Videos und hören Musik aus aller Welt. Sie verfolgen die aktuellen Diskussionen und kennen sich bestens aus in den Foren von #MeToo, Fridays for Future und Black Lives Matter. Das verleiht ihnen Autorität. Ihre Mütter mochten geahnt haben, dass es jenseits sowjetischer Diktatur und islamistischer Repression noch eine freiere Welt gibt. Die Herater Studentinnen wissen es.

Deshalb sind auch Marina Karimi und ihre Freundinnen den Westlern dankbar. Nicht, dass sie in Elogen ausbrächen. Aber sie wissen, dass sie unter islamistischer Herrschaft niemals die Chance gehabt hätten, zu lernen, zu reisen und allenfalls sogar einmal selbst zu entscheiden, ob und wen sie heiraten wollen.

Sicher, die afghanische Moderne findet in einer Blase statt. Die Nutzniesserinnen der Taliban-freien Zone sind tendenziell wohlhabende Frauen in urbanen Zentren wie Kabul, Herat, Mazar, Kunduz oder Kandahar. Auf dem Land sieht es anders aus. Doch falsch, künstlich und mithin zum Niedergang verurteilt ist diese neue Welt dennoch nicht.

Es hat sich ganz einfach zu viel geändert. Frauen sind im Strassenbild und in den Medien – anders als in Pakistan – omnipräsent. Vollverschleierung ist selten, öffentliches Show-Beten kaum zu sehen. Die Menschen wissen, was sie erreicht haben. Selbst wenn die emanzipierten Frauen erst einmal zurück ins Heim und an den Herd gezwungen werden: Für die Taliban und ihre Welt der islamistischen Intoleranz sind sie für immer verloren.